

Eduard Engels deutsche Stilkunst

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Kinder mit Gelehrsamkeit zu deren selbständigem und schöpferischem Arbeiten vollzieht, nach den Grundsätzen des Münchener Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner, der sich jüngst im Reichstag als heller Kopf von der guten draufgängerischen Art zeigte.

ZÜRICH

ALBERT BAUR



WEINBAU UND VERSICHERUNGSVORLAGE

SCHLUSSWORT

Dr. Steiger bringt als Antwort auf meine Erwiderung unser Zirkular zum Abdruck, damit der Leser selbst urteile, wer recht hat. Gegen dies habe ich nichts einzuwenden. Statt dem Leser aber wirklich das Urteil zu überlassen, fügt er die Worte bei, mit denen mich Herr Bopp beschimpft hat. Ich bitte den Leser, meine Erklärung noch einmal zu durchgehen; er wird erkennen, wie ungerecht die von Herrn Bopp in der Hitze des Abstimmungskampfes geschriebenen Angriffe waren, die nun von Herrn Dr. Steiger bei nachträglicher Auseinandersetzung in ruhiger Zeit wiederholt werden. Herr Dr. Steiger antwortet mir mit dieser Beleidigung auf einen Artikel, in welchem ich ihm nachweisen musste, dass er sich in allen tatsächlichen Verhältnissen im Irrtum befand. Das Zirkular ging nicht vom Bauernsekretariat aus, es war nicht geheim, ich hatte den gleichen Standpunkt auch öffentlich vertreten. Er hat für alles kein Wort der Entschuldigung. Seine einzige Rechtfertigung ist die, dass er Herrn Bopp zitiert, der noch ungerechter und gröber war als er.

Die Redaktion dieses Blattes hat mir in meiner ersten Erwiderung die Bemerkung gestrichen, dass mich die Angriffe des Herrn Dr. Steiger an das Sprichwort vom Splitter und Balken erinnern. Sie sei zu persönlich. Die Wiedergabe der Beschimpfung durch Herrn Bopp aber hat sie gestattet.

Wer weiss, wie ich auch in andern Blättern, die Dr. Steiger politisch nahe stehen, in letzter Zeit behandelt werde, wird begreifen, wenn ich allmählich das Gefühl bekomme, dass ich in gewissen Kreisen, die sich zu den Gebildeten zählen, als vogelfrei betrachtet werde.

Was soll ich zu solchen Erfahrungen sagen? Ich halte Selbsteinkehr; und gehe beruhigt und aufrecht meiner Wege.

BRUGG

E. LAUR,
schweiz. Bauernsekretär.



EDUARD ENGELS DEUTSCHE STILKUNST

Engels Stilkunst, das Buch, das in diesem Augenblick doppelt so viele Auflagen zählt, wie es Monde alt ist, hat schon um dieses Erfolges willen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Es muss schon ein Werk sein, das Eindruck macht, wenn so viele Deutsche einen Fünfmarschein dafür übrig haben. Vielleicht ist ja auch ein wenig Verlegerklugheit und ein wenig Glück mitbeteiligt. Wer ein ganzes Kapitel zur Verteidigung des vielgeschmähten Zeitungsstils schreibt, darf auf das Wohlwollen der Presse rechnen und En-

gels Unternehmen hat davon sicherlich keinen Schaden gehabt. Durch schweizerische Blätter ging seinerzeit ein kleiner Auszug, der Engels anerkennendes Urteil über unsere besondere Begabung für einen lebendigen Stil enthielt, und in diesen Sachen sind wir Schweizer feinhörig. Gerade bei uns aber widerfuhr dem Werke besonderes Heil. *Widmann* schrieb eine warme Besprechung, die dann aber erst nach seinem Tode erschien, in einem Augenblick, wo alles auf die letzten Worte des Meisters gespannt horchte.

Ich möchte, was ich an dem Buch Engels auszusetzen habe, vorweg aussprechen, um hernach ohne Einschränkung loben zu können. Bedauerlich ist vor allem die unschöne Ausstattung. Man wollte durchaus in einen Band pressen, was anständig und bequem nur in zweien unterzubringen war. So entstanden die langen Zeilen, die den Leser ermüden, während doch der Verfasser alles getan hat, um durch eine mustergültig frische Darstellung das Lesen zum Genusse zu machen. Unschön hängen aus dem selben Grunde die Überschriften ganz oben am Schnitt oder sie ducken sich unten ans Ende einer Seite und schreien im Chor mit den hässlich schmalen Rändern: sparen, sparen! Der Druck ist etwas blass; die Verwendung lateinischer Schrägschrift statt des Sperrdruckes spart zwar wieder Raum, wirkt aber inmitten der deutschen Eckschrift nicht eben schön. So lehrt das Buch eine treffliche Stilkunst und gibt zugleich ein abschreckendes Beispiel von Ausstattungsunkunst. Kleineres Format mit kürzeren Zeilen und mehr Weiß, in zwei Bänden, wenn es sein muss, und vielleicht noch mit Streichungen im Umfang von sechzig oder hundert Seiten: so würde das Buch viel gewinnen.

Streichungen — mit diesem Verlangen ist ein Tadel am Inhalt des Werkes ausgesprochen. Das Buch würde nichts Wesentliches verlieren, wenn es weniger in die Breite ginge. Vieles aus seiner reichen Beispielsammlung könnte uns Engel schenken, manche seiner absichtlichen Wiederholungen dürfte er weglassen, und gar nicht immer geschähe das auf Kosten der Deutlichkeit. Auf die Stellung des sogenannten Reflexiv-Pronomens (mich, dich, sich) kommt er mehrmals zu sprechen. Ich fürchte, wer nicht vorher schon über die Frage nachgedacht hat, der verstehe gar nicht, was Engel damit will. Einmalige schlichte Darlegung des Sachverhaltes wäre dem Durchschnittsleser nützlicher und wäre zugleich kürzer. Ähnliches gilt von dem, was über den „Hundetrapstil“ gesagt wird. Wenigstens dreimal ist davon die Rede; dass aber diese unleidliche Unart aus dem Missbrauch eines durchaus erlaubten Belebungsmittele entstanden ist, das sagt uns Engel doch nicht. Auch hier wäre die einmalige Behandlung klarer und zugleich kürzer. Wenn ich von zu großer Breite rede und Kürzung vorschlage, so soll das nicht heißen, dass das Buch langweilig sei; ich bin dem Verfasser mit Vergnügen durch alle 476 Seiten hin gefolgt. Aber es wird Leser geben, die weniger Zeit dafür aufwenden können oder weniger Teilnahme für den Gegenstand aufbringen und ein etwas kürzeres Werk lieber läsen, auch mit mehr Verständnis. Dabei fehlt noch dies und das, was man in einer so ausführlichen Darstellung finden möchte, zum Beispiel bei der Behandlung der Ironie der Hinweis auf die Unvolkstümlichkeit dieses Stilmittels — um nur eines zu nennen.

Die Beispiele aus fremden Sprachen sind in diesem Buch über deutsche Stilkunst etwas gar zahlreich. Molière kehrt mir zu oft wieder. Wir wissen aus andern Büchern Engels, dass Molière sein Liebling ist, aber gar so

breit brauchte sich der Franzose nicht zu machen, wo es gilt, *deutsch* schreiben zu lehren. Hier zeigt Engel eine Schwäche, die ihm nur deshalb nicht als Eitelkeit gedeutet werden kann, weil wir ihn gerade durch dieses Buch als grundehrlichen Menschen kennen lernen.

Doch all dieser Tadel kann dem Buche nichts anhaben. Nahezu ein Menschenalter hat Engel, wie er uns sagt, dafür gesammelt und daran gearbeitet, und ich zweifle nicht daran, dass nahezu ein Menschenalter lang dieses Buch das nützlichste Stilbuch der Deutschen bleiben wird. Zu loben ist vor allem, dass es ein geistreiches, nirgends trockenes oder regeln-aufzählendes Buch ist; zu loben ist wieder daran die fröhliche Kampfesstim-mung, die daraus spricht, Kampfesstim-mung, die nicht Händelsucht und nicht Nörglertum ist. Weitherzig und ehrlich, ritterlich und doch nicht unbescheiden geht der Verfasser vor. Der erste Satz des ersten Kapitels sagt uns gleich, woran wir sind: „Unter allen schreibenden Kulturvölkern sind die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa“; wen das etwa erschreckt, der lese das letzte Kapitel „Deutsche Prosaklassiker“, so wird er überzeugt und versöhnt sein.

Mit seinem Tadel wendet sich Engel nach der richtigen Seite. Nicht gegen die armen Kaufleute, nicht gegen die gehetzten Zeitungsschreiber wettet er; der deutschen Wissenschaft, der vielgerühmten, weist er nach, wie sehr ihre Darstellungskunst im Widerspruch steht zu ihrer Sachkenntnis. Unzweifelhaft ist damit die schwächste Stelle des deutschen Geisteslebens überhaupt getroffen: neben vielem Forscherfleiß und einzig dastehender Fachgelehrsamkeit völlige Unfähigkeit, den reichen Arbeitsertrag an den Mann zu bringen, auszusprechen was man weiß, mitzuteilen was man doch nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit gesammelt hat. Und dann die Eitelkeit, die Grosstuererei und die Geheimniskrämerei, die Wortmacherei und die Ziererei bei den Gelehrten und am meisten bei den Darstellern der Literaturgeschichte, bei den Kunstsalbadern, den sogenannten Ästhetikern und Kritikern, den Leuten, die unsere bessern und besten Zeitschriften bedienen und die Zeitung unter dem Strich. Da sitzt die deutsche Krankheit.

Mit einem kühnen Schnitt öffnet Engel das schlimmste Stilgeschwür, die Fremdwörterei, und über 100 Seiten lang fließt der Eiter. Dieser Teil des Buches scheint auch am meisten Eindruck zu machen. In dem halben Jahre seit dem Erscheinen des Werkes sind schon überall die Wirkungen zu Tage getreten. In der Tat: wer das lesen kann, ohne hernach der Fremdwörterei ganz und für immer zu entsagen, der ist nicht zu beneiden. Für uns Schweizer sind diese Abschnitte wertvoll, weil uns die Sprachreinigung hier nicht als eine deutsch-nationale Angelegenheit entgentritt, sondern als eine Sache des guten Geschmacks, des schriftstellerischen Anstandes, der Ehrlichkeit und der Zweckmäßigkeit. Besonders eindrucksvoll und gewiss für die meisten Leser neu ist der Hinweis auf die Verdienste der vielgescholtenen „Puristen“ um die Bereicherung der deutschen Sprache, der Nachweis, dass fast der ganze Zuwachs an Wörtern in neuhochdeutscher Zeit den Sprachreinigern zu verdanken ist, und dass die ärgsten „Sprachchauvinisten“ und „Puristen“ Lessing und Goethe geheißen haben. Vor diesen geschichtlichen Darlegungen Engels müssen die Redensarten verstummen, mit denen die verletzte Eigenliebe deutscher Professoren zur Zeit noch die gegenwärtige deutsche Sprachbewegung abzutun versucht. Wen

dies Urteil zu kühn dünkt, der lese Engels Stilkunst von S. 144 bis S. 257. — Erfreulich ist für uns Schweizer die ehrenvolle Stellung, die unsere heimatlichen Schriftsteller in dem Buche einnehmen. Unser Keller gehört zu denen, die am meisten als Muster angeführt werden und nur ganz selten, und dann immer wie mit Bedauern, als schlechtes Gegenbeispiel; auch Meyer steht glänzend da, den Schweizern ist als solchen ein Kränzlein gewunden, unserer Mundart als einer Stilhilfe lobend gedacht. Nicht abseits, nicht außerhalb des deutschen Geisteslebens stehen wir Schweizer, nein mitten drin, unter den Kerntruppen stehen wir.

Engel lehrt uns nicht nur schreiben, er lehrt uns auch lesen. Die Eigenart der großen Meister der Prosa lehrt er uns verstehen, und so wird sein Buch auch zum Führer durch unsere Literatur. Und dazu hat er das Zeug. Eine unglaubliche Belesenheit zeichnet ihn aus, und dass er uns mehr zu geben hat als Regeln für die Durchsicht der Druckbogen, das hat der Geschichtschreiber der englischen, französischen und deutschen Literatur ja längst bewiesen.

ZÜRICH.

EDUARD BLOCHER.



KRITIK UND TRIBUNAL

„Doch ihre Weine trinkt er gern . . .“ Der biedere deutsche Mann, der den Franzen nicht leiden kann. Ungefähr so stehts mit der Kritik. Auf sie verzichten möchte kein Künstler oder wer sich für einen solchen hält, in bildender Kunst, Musik, Theater, Literatur; aber den Kritiker — wenn er nicht lobt, was er schließlich doch nicht immer kann — hat er in der Regel auf dem Strich. Und es wird darum immer wieder Fälle geben, wo der Kritisierte gegen den Stachel des Kritisierenden löckt, indem er — das Gericht anruft.

So hat sich die Gesetzgebung veranlasst gesehen, im Zivil- wie Strafrecht auch an dergleichen Fälle zu denken und Bestimmungen zu treffen über die Grenzen, innerhalb deren die Kritik über eine Kunstleistung zu schützen ist. In Frankreich vor allem mit seiner geistig lebendigen Presse hat die Rechtsprechung die leitenden Grundsätze für die Beurteilung solcher durch die Presse gegen die Majestät (oder Eitelkeit) der Künstler angeblich begangener Verbrechen festgestellt. Oberstes Prinzip hiebei ist und bleibt, dass der Kritik die volle, ganze Straflosigkeit zugesichert wird, soweit es sich um die Meinungsäußerungen über den künstlerischen Wert der Werke und ihrer Interpretation handelt; das gilt für das Zivilrecht so gut wie für das Strafrecht. Der Künstler liefert sein Werk der Öffentlichkeit aus und appelliert dadurch an die Kritik, deren Urteil über sein Erzeugnis oder seine Leistung er wünscht, ja herausfordert. Auch die ungünstigen Beurteilungen hat er hinzunehmen; der Kritiker, der sie äußert, begeht keinen strafbaren Fehler, weil, wie die römische Jurisprudenz dies formulierte, dem Wollenden kein Unrecht geschieht; und der das Urteil, ob es gut oder schlimm ausfalle, will, ist eben der Künstler. Auch von einer Beeinträchtigung seiner Ehre, von Verleumdung und Beleidigung durch eine abfällige Kritik kann die Rede nicht sein; denn die Kritik hat es nur mit dem künstlerischen Beruf des Kritisierten, nicht mit seiner moralischen Persönlichkeit zu tun. Nur verfügt das deutsche Strafrecht, dass die Form der Kritik und die Be-